

Der Band ist sehr informativ und gut lesbar und schließt mit seinem enzyklopädischen Anspruch deutlich erkennbar eine Lücke in der landeshistorischen Forschung und politischen Bildung, weil biografische Informationen über einzelne sächsische Ministerpräsidenten bisher nur fragmentiert verfügbar waren. Besonders hervorzuheben ist dabei die differenzierte Darstellung des politischen Lebensweges Erich Zeigners, dessen Amtszeiten als Ministerpräsident 1923 und als Leipziger Oberbürgermeister nach 1945 von verschiedener Seite bis in die Gegenwart sehr kontrovers beurteilt werden.

Abgerundet wird das Buch durch eine dankenswerte Statistik sämtlicher sächsischen Landtagswahlergebnisse sowie die Besetzungslisten sämtlicher sächsischer Kabinette im betrachteten Zeitraum.

Altenburg

Johannes Frackowiak

Die Berliner Universität in der NS-Zeit, Bd. I: Strukturen und Personen, hrsg. von CHRISTOPH JAHR unter Mitarbeit von REBECCA SCHAARSCHMIDT, Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2005. – 257 S. (ISBN: 3-515-08657-9, Preis: 23,00 €).

Die Berliner Universität in der NS-Zeit, Bd. II: Fachbereiche und Fakultäten, hrsg. von RÜDIGER VON BRUCH unter Mitarbeit von REBECCA SCHAARSCHMIDT, Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2005. – 308 S. (ISBN: 3-51508658-7, Preis: 23,00 €).

Die alle zwei Jahre stattfindenden Historikertage beweisen es, das Interesse an der Geschichte der Universitäten und ihren Wissenschaftsdisziplinen in der NS-Zeit ist seit einigen Jahren gewachsen und die Zahl der Publikationen ist immens gestiegen. Darauf verweist Christoph Jahr in der Einleitung zum ersten Band „Die Berliner Universität in der NS-Zeit“. Die systematische Aufarbeitung setzt eine gewisse Vollständigkeit voraus. Dann kann die Leitfrage gestellt werden, „war die Berliner Universität *im Nationalsozialismus* auch eine *nationalsozialistische* Universität?“ Die Lektüre der Beiträge ergibt kein einheitliches Bild, aber dennoch kann man Jahrs vorsichtig formulierter Hypothese zustimmen, dass die Berliner Universität, „ungeachtet ihrer geographischen Nähe zum Machtzentrum des Regimes, nicht an der Spitze ns-spezifischer Forschung stand.“ (S. 16) Andererseits war sie aber auch kein Hort von geistiger Widerstandstätigkeit. Organisierter studentischer Widerstand, wie wir ihn von der „Weißen Rose“ in München oder in Hamburg kennen, ist in Berlin im Rahmen der „Roten Kapelle“ präsent. In zwei Beiträgen von Steffi Rückl, unter Mitarbeit von Karl-Heinz Noack, „Studentischer Alltag“, und von Matthias Bühnen und Rebecca Schaarschmidt, „Täter und Opfer bei der NS-Machtübernahme“, wird den studentischen Lebensfragen, zuletzt Überlebensfragen und ihren Voraussetzungen nachgegangen. Diese und andere Untersuchungen zur Problematik der Zwangsarbeiter und Kriegsgefangenen, zur Rüstungsforschung, Rassenhygiene, dem „Osteinsatz“ 1939–1945, zur Frauenfrage, erforscht quer durch einzelne Fakultäten, oder zur Medizinischen Fakultät im Zeichen der „Führeruniversität“, sind keine Einzelbeispiele, sondern stehen für das NS-Machtssystem in all seinen universitären Strukturen. Diese Fallstudien treffen auch auf die anderen deutschen Mittel- und Großuniversitäten zu, wenn auch nicht in dieser Vollständigkeit.

„Gedenken“ und „würdigen“: wie steht es um die Erinnerungskultur nach 1945? Dieser Frage gehen zum Abschluss des ersten Bandes in zwei Beiträgen Rüdiger von Bruch aus eher westdeutscher Sicht und Ingrid Graubner aus ostdeutscher Sicht nach, die einander ergänzen, obgleich die Gedenkkultur in der ehemaligen DDR oft einseitig ausfiel und an Gedenktage gekoppelt war.

Stehen im Mittelpunkt des ersten Bandes die allgemeinen universitären Strukturen und Personen, so sind es im zweiten Band überwiegend die Fakultäten mit den geisteswissenschaftlichen Fächern. Untersuchungen zur Anatomie, Psychiatrie und Hygiene bilden die Ausnahme. Sie gehören eigentlich zur Medizinischen Fakultät in den ersten Band. Die naturwissenschaftlichen Fächer bleiben weitgehend ausgespart. Physiker, wie die Nobel-Preisträger Peter Debye (1936–1940) oder Werner Heisenberg (1942–1945) sind hier nicht erwähnt, lehrten aber an der Berliner Universität in brisanter Zeit. Der Herausgeber räumt ein, „dass ‚Verstrickungen‘ der Berliner Universität in das NS-System ein wahrhaft ‚weites Feld‘ bildeten und entsprechende Feldforschungen erforderten“ (S. 7), die offenbar aber nicht ausreichend vorlagen (S. 7).

Aus sächsischer Sicht sind zwei Aufsätze von besonderer Bedeutung. Sabine Arend beschreibt die Entwicklung des Faches Kunstgeschichte an der Berliner Universität zwischen 1931 und 1945. Im Mittelpunkt steht der Kunsthistoriker Wilhelm Pinder, der 1935 Albert Erich Brinckmann ablöst, um „einen neuen Geist“ in die Berliner Universität einzubringen. Pinder hat in Leipzig zwischen 1921 und 1927 gelehrt. Die Verfasserin orientiert sich an Pinders Veröffentlichungen in der Zeit des Nationalsozialismus und fasst die Kernpunkte zusammen: Pinder hat einen aktiven Beitrag „zum Wiedererstarken Deutschlands“ geleistet und war bereit, als „Geistiger Soldat“, so im Vorwort zu seinem Buch „Die deutsche Kunst der Dürerzeit“ (1940), seinen Anteil zu erbringen. Inwieweit Pinder und sein Vorgänger in das nationalsozialistische Herrschaftsgeflecht involviert waren, „müssen weitere Studien zeigen.“ (S. 197).

Eine bedeutende Rolle innerhalb der Berliner Universitätsphilosophie nahm Eduard Spranger als Pädagoge ein. In Leipzig hat er 1911–1919 Philosophie und Pädagogik gelehrt, zum ersten Mal in dieser Verbindung. In Berlin gehörten zur Philosophie gleichfalls die Pädagogik sowie zusätzlich die Psychologie dazu. Reinhard Mehrings Beitrag zu „Tradition und Revolution in der Berliner Universitätsphilosophie“ versucht die Philosophiegeschichte über diese Zeit und auch über Berlin hinaus kritisch zu analysieren. So bezieht er den Leipziger Philosophen und ersten gewählten Nachkriegsrektor Hans-Georg Gadamer in seine Überlegungen ein.

Marie-Luise Bott untersucht am Slavischen Institut der Friedrich-Wilhelms-Universität 1933–1945, ob es eine „Deutsche Slavistik“ in Berlin gab. Immerhin war das Slavische Institut Berlin noch vor Leipzig „das bedeutendste slavistische Forschungszentrum in Deutschland“ (S. 280) mit dem später in Leipzig lehrenden Reinhold Trautmann an der Spitze. Während des Nationalsozialismus nahm das Institut mit dem aus Leipzig berufenen Max Vasmer eine besondere Stellung ein. Vasmer hat an der Universität Leipzig prägend gewirkt. In der NS-Zeit konnte er sein Berliner Institut frei halten von „Vertreibungen und Neuberufungen, aber drei seiner besten Schüler emigrierten mit Vasmers Unterstützung“ (S. 283). Für Vasmer ging es um die Existenzsicherung seiner Schüler und um den Erhalt seines Instituts. Marie-Luise Bott arbeitet einzelne Phasen für Vasmers Überleben in der NS-Diktatur heraus, die abschließend mit der Resignation im September 1941 enden. Tatsächlich gelang es Vasmer bis zum Ende des Dritten Reiches seine Resistenz zu bewahren, gegen alle Versuche eine „Deutsche Slavistik“ an seinem Institut zu etablieren. Hervorzuheben sind auch Botts Vergleiche mit der Situation slavischer Institute an anderen deutschen Universitäten.

Mit den beiden Sammelbänden ist ein erster Schritt zur Geschichte der Universität Berlin, der heutigen Humboldt-Universität, getan. Die meisten Autoren sehen das ebenso. „Von einer historischen Durchdringung der eigenen Vergangenheit“, so der Herausgeber, „welche sich mit den besten Darstellungen zu anderen Universitäten messen kann ..., sind wir aber noch weit entfernt.“ Das gilt für das Berliner Jubiläum 2010 ebenso wie für Leipzig im Jahre 2009.